Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 43 (1967-1968)
Heft: 6

Artikel: Kulturkritische Notizen. Konjunktur auch für Hochschulen
Autor: Stickelberger, Rudolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1079800

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Rudolf Stickelberger

Konjunktur auch für Hochschulen

Kurz nach dem Zweiten Weltkrieg verlangten zwei Genfer Parlamentarier, Nationalrat Lachenal und Ständerat Malche, vom Bund regelmäßige Unterstützungen für die kantonalen Universitäten. Bundesrat Etter bedauerte damals, auf das Begehren überhaupt nicht eintreten zu können: Bundessubventionen, argumentierte er, würden die Schulhoheit der Kantone schmälern. Der Innenminister wußte sich einig mit den kantonalen Erziehungsdirektoren: Sie hatten schon vorher beschlossen, lieber auf jede Hilfe von «Bern» zu verzichten als das hundertjährige Gespenst des «eidgenössischen Schulvogts» heraufzubeschwören. Das war 1947.

Was die beiden Genfer vorausgesehen hatten, traf ein: Naturwissenschaften und Technik entwickelten sich sprunghaft vorwärts. Die Zahl der Studenten wuchs. Die Institute bedurften, wollten sie auf der Höhe der Zeit bleiben, neuer Spezialisten; die Präzisionsapparate kosteten Unsummen. Während die Eidgenössische Technische Hochschule, vom Bund direkt genährt, auf großzügige Alimentierung rechnen konnte, mußten sich die Universitäten nicht bloß Wünschbares, sondern auch Nötiges versagen.

Etwa zehn Jahre nach dem haushoch abgelehnten Genfer Begehren schwoll die Kritik an der Rückständigkeit unserer Hochschulen zum Lärm an, der nicht mehr überhört werden konnte. Am rüdesten griff der junge Astrophysiker Uli W. Steinlin in seiner Broschüre «Hochschule, wohin?» die altväterische Organisation unseres Betriebes an. Er behauptete, unsere Leistungen und unsere Leistungsfähigkeit seien seit Kriegsende auf einen drittklassigen Stand abgesunken. Man nehme das Ärgernis aber nicht zur Kenntnis, sondern tarne die wirkliche Lage durch Augenblickserfolge; denn Eitelkeit mache blind.

Rebellion gegen chronische Unterernährung

Als Illustration zu diesem literarischen Angriff diente der gleichzeitige Absagebrief eines gebürtigen Glarners, der, in Amerika zu Ruhm gelangt, an den Lehrstuhl für innere Medizin nach Basel hätte berufen werden sollen. Die Anstellung scheiterte an seinen — wie man in der Schweiz fand — absurden Bedingungen; die Universität Chicago nahm ihn dann in besseren Dienst, und er schrieb in seine alte Heimat: «Die vollständige Verkennung der heutigen Lage und vor allem der neu zu erwartenden Entwicklungen ist der Hauptgrund dafür, daß die medizinischen Fakultäten in der Schweiz im Begriffe stehen, den Anschluß an die Welt zu verlieren.»

Nach einer grimmigen Attacke gegen die schweizerischen Hochschullehrer, die sich im Glanze eines überlebten Systems sonnten, sich auch gegen die Forderungen der Gegenwart und Zukunft uneinsichtig zeigten, schloß jener Amerika-Schweizer Dr. Rudolf Schmid seinen Fehdebrief mit der Forderung: «Es ist unerläßlich, daß der Klinikdirektor oder Institutsvorsteher seine gesamte Zeit und Energie den Lehr- und Forschungsaufgaben widmen kann.»

Ich erinnere mich, über jenen Brief — es mögen sieben oder acht Jahre her sein — mit einem befreundeten Medizinprofessor gesprochen zu haben. Er gab Schmid auf der ganzen Linie recht: So könne es nicht mehr weiter gehen. Ohne sehr erhebliche Bundesmittel gehe unseren Universitäten, wenigstens den naturwissenschaftlichen Fakultäten, das Lebenslicht aus. Auf meine Frage, ob der Staat mit solchen Hochschulansprüchen nicht überfordert werde, meinte er: «In der Schweiz, einem reichen Lande, das im Begriffe steht, sich mit Hilfe von ausländischen Arbeiterheeren» (er sagte sogar «Arbeitssklaven») «Milliarden-Nationalstraßen zu schaffen, und das es für richtig hält, eine Milliarden-Heeresreform durchdurchzuführen, das Milliarden für Kraftwerke ausgibt, sollten auch die für Forschung notwendigen 1,1 Milliarden zur Verfügung stehen.»

Ähnliche Stimmen vereinigten sich zum düsteren, nicht mehr verstummenden Chor. Professoren, Studenten und Erziehungsdirektoren reklamierten. Das Fernsehen ließ sie in einer wirkungsvollen Sendung den Kropf leeren; es zeigte hoffnungslos veraltete Laboratorien, überfüllte Hörsäle, unwürdige Eßräume. So sehr die Verbesserungsvorschläge im einzelnen von einander abwichen, so waren sich alle über das Grundübel klar: Wenn unsere Universitäten nicht an Ort treten und schließlich verschwinden sollen, dann müssen sie Geld erhalten.

Das Füllhorn

In knapp anderthalb Jahrzehnten hatte sich die Stimmung auch im Bundesrat und im Parlament geändert. In den Weihnachtstagen 1960 wurde der Bundesrat ohne Diskussion und ohne Gegenstimme beauftragt, endlich den Weg für die Bundessubvention zu ebnen.

Die Unterstützung eilte so sehr, daß zunächst provisorische Kredite bewilligt wurden. Für die kommenden sechs Jahre aber, von 1969 bis 1974, wäre der Bund bereit, an die acht Hochschulkantone Basel, Bern, Freiburg, Genf, Neuenburg, Waadt, Zürich und St. Gallen zusammen 1150 Millionen Franken abzugeben, aufgeteilt in Betriebsbeiträge von 550 und Beiträge an Bauten und kostspielige Apparaturen von 600 Millionen.

Wer findet, diese Ansätze seien reichlich hoch, erfährt, daß die gründliche Expertenkommission Labhart auf noch höhere Summen gekommen wäre. Nur: Obwohl sie aus Universitätsprofessoren bestand und unter der Leitung eines Neuenburger Hoch-

schullehrers arbeitete, verfolgte sie keine andere Taktik, als sie jeder geschickte Kaufmann pflegt und wie sie auch bei eidgenössischen Subventionsanwärtern hoch im Kurse steht: Man schraubt seine Forderungen phantastisch in die Höhe, um schließlich nach einigem Feilschen doch möglichst viel zu kriegen. Auf die Hochschulförderung bezogen: Wenn jedem Institutsvorsteher ein leerer Wunschzettel vorgelegt wird, auf dem er alles notieren darf, was ihm irgend dienlich wäre, dann leppert sich am Schluß eine ganz schöne Summe zusammen. Jeder denkt: Wenn schon ein großer Kuchen aufzuteilen ist, dann mir nicht das kleinste Stück. Eventuell wird Gottfried Keller zitiert: Nur die Lumpe sind bescheiden ...

«Fackeln des Verstandes»

Man sieht, daß heute möglich ist, was noch vor zwanzig Jahren als ausgeschlossen galt. Denn 1947 hat Bundesrat Etter die Hochschulsubventionierung nicht bloß abgelehnt, weil das Geld in der Bundeskasse fehle, sondern nicht weniger aus kulturpolitischen Gründen: Dem Bund seine ETH, den Kantonen ihre Hochschulen, hieß seine Parole. Er stand damit auf historischem Boden. Die Idee einer Bundeshochschule stammt nämlich nicht aus unsern Tagen — sie geistert schon länger als zweihundert Jahre durchs Land. Im Jahre 1744 veröffentlichte Franz Urs von Balthasar seine «Patriotischen Träume», in denen er ein Mittel vorschlug, «die veraltete Eidgenossenschaft wieder zu verjüngen». Darin entwickelte er den Plan einer «gemeineidgenössischen Schule», von der er hoffte, «daß aus ihr solche Männer hervorsteigen, die das ganze Schweizerland mit der Fakkel ihres Verstandes und ihrer Einsicht würden erleuchten, und zwar nicht nur innert seiner Grenzen, sondern auch auswärts».

Auch Bundesrat Tschudis erster «Vorgänger im Amte», Philipp Albert Stapfer, Minister für Künste und Wissenschaft zur Zeit der Helvetik, plante eine eidgenössische Hochschule. Doch das Ende der napoleonischen Herrlichkeit und die Ächtung aller Ideen, die mit der Französischen Revolution zusammenhingen durch den Wiener Frieden 1815 durchkreuzten Stapfers Projekte. In der Regenerationszeit wurden sie von neuem aufgegriffen, und 1832 schlug der Kanton Waadt an der Tagsatzung zu Luzern die Errichtung einer gemeinsamen Bundesuniversität vor. Ein paar Jahre zu spät!

Denn nun kamen die bildungseifrigen Kantone den eidgenössischen Plänen zuvor: Basel, seit 1460 durch eine zeitweise berühmte Universität ausgezeichnet, brachte sie durch die Berufung junger Kräfte zu neuer Blüte. Es folgten 1833 Zürich und ein Jahr später Bern. 1835 reorganisierte Genf seine Akademie, eine Gründung Calvins. 1889 und 1890 eröffneten Freiburg und Lausanne ihre eigenen Hochschulen, und noch ins letzte Jahrhundert fiel 1898 die Gründung der St. Galler Hochschule für Wirtschafts- und Sozial-Wissenschaften. Als jüngste ist 1909 die Universität Neuenburg ins Leben gerufen worden. Auch sie war — wie die andern schweizerischen Universitäten — eine Fortsetzung älterer, aus dem Mittelalter oder der Humanistenzeit stammender renommierter Schulen.

Schweizer Mustermesse
Basel 2o.-3o. April 1968

In 25 Hallen und 27 Fachgruppen zeigt die Schweizer Industrie ihre Qualitäts-Erzeugnisse. Tageskarten Fr. 5.-, an den besonderen Einkäufertagen am 24., 25., 26. April ungültig. Die Billette einfacher Fahrt sind zur Rückfahrt innert 6 Tagen gültig; sie müssen jedoch in der Messe abgestempelt werden. 1968: Beteiligung der Gruppen Werkzeugmaschinen für die Metallbearbeitung und industrielle Elektrotechnik

Kulturkritische Notizen

Doch fast alle unsere Hochschulen hatten im 19. Jahrhundert mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die ihnen gelegentlich fast die Existenz raubten. Sie litten unter chronischem Geldmangel und hatten Mühe, geeignete Lehrkräfte zu finden. Sie klebten auch reichlich nahe beisammen: Basel, Bern und Zürich bildeten ein durch Schiene und später durch Autostraßen gut verbundenes Dreieck, und von den westschweizerischen Kantonen besaß — mit Ausnahme des Wallis — jeder seine eigene Hochschule.

In unseren Tagen, da lebhaft über die Verfremdung geklagt wird, mag es aufschlußreich sein, festzustellen, daß vor hundert Jahren unsere Universitäten zwar kantonal-souverän, aber nicht gerade schweizerisch inspiriert waren: In Basel stammten 40 Prozent, in Bern die Hälfte der Dozenten aus Deutschland, und in Zürich waren sämtliche Professoren ohne Ausnahme Deutsche! Das Verhältnis der Bevölkerung zu den von selbstherrlichen Kantonsregierungen geförderten und mit ausländischen Gesinnungsfreunden dotierten Hochschulen blieb denn auch, vor allem in Zürich und Bern, gespannt: Die Berufung des Rationalisten David Friedrich Strauss nach Zürich führte zu einer Revolution des frommen Biedersinns gegen die pietätlosen Neuerer; das Landvolk marschierte gegen die «gottlose» Universität, und die Regierung mußte den unwillkommenen schwäbischen Theologen pensionieren, bevor er noch sein Amt angetreten hatte.

Angst vor der Krähenpolitik?

Dennoch vermochten alle Neugründungen den Gedanken an eine eidgenössische Universität nicht zu ersticken. Nach der Erneuerung der Eidgenossenschaft 1848 wurde die Eidgenössische Technische Hochschule ins Leben gerufen — weil die immer wichtiger werdenden Ingenieurfächer nicht an den kantonalen Universitäten studiert werden konnten. Diese hielten am deutschen Humboldt'schen humanistischen Muster fest. Gleichzeitig sollte mit der ETH als Krönung des Bundesstaates auch eine Bundesuniversität errichtet werden. Bereits hatte der Nationalrat 1854 die Vorlage angenommen — da unterlag sie im Ständerat. Anläßlich der Totalrevision der Bundesverfassung, zwanzig Jahre später, wurde die Idee noch einmal aufgegriffen, wieder ohne Erfolg. Bundesrat Etter konnte sich also auf fundierte Tradition berufen, wenn er sich weigerte, daß heiße Eisen nur anzurühren.

Doch die Verhältnisse haben auch hier wieder einmal die Grundsätze über den Haufen geworfen. Bundesrat Tschudi bekräftigt heute: «Die kantonalen Rechte bleiben bestehen!» Man hat nach brauchbaren Mustern einen eidgenössischen Kompromiß gefunden: An Stelle einer Bundeshochschule oder von zweien in den beiden Hauptsprachgebieten haben wir weiter acht, zwar vom Bund großenteils mitgetragen, aber von den Kantonen verwaltete Universitäten.

Verschiedene Fragen bleiben offen und werden in den kommenden Ratsdebatten laut gestellt werden, bevor das Parlament dem Plane zustimmt. Zum Beispiel: Woher das Geld stamme? Denn irgendwelche Sonderquelle zur Hochschulförderung ist nicht vorgesehen.

Weiter werden besorgte Föderalisten trotz allen Versprechungen um die kantonale Schulhoheit bangen, während die eher wirtschaftlich denkenden Zeitgenossen eine Verzettelung der Mittel befürchten. Der Erfolg hängt davon ab, ob und wie es den Hochschulen und ihren Kantonen gelingt, den Bundessegen unter sich aufzuteilen.

Gewisse Grundregeln wurden schon aufgestellt. Beiträge werden für Bauten gewährt, «soweit diese der Lehre und Forschung, der Wohlfahrt der Studierenden oder der Hochschulverwaltung dienen». Finanzstarke Kantone erhalten 40, mittelstarke 45 und

Davos 1560 m

Parsenn 2850 m | **Schatzalp-Strela** 2500 m | **Brämabüel-Jakobshorn** 2600 m | **Pischa** 2600 m

Inbegriff vollendeter Wintersport-Freuden im klassischen Skiland Graubünden

Mit den vier vorbildlich erschlossenen grossen Skigebieten von Parsenn, Schatzalp—Strela, Brämabüel-Jakobshorn und Pischa, 9 Bergbahnen, 16 Skiliften, einer Transportkapazität von 18 500 Personen pro Stunde, einer grossen Auswahl vorteilhafter Abonnemente, mehr als 60 markierten Abfahrten und der Skischule (150 Skilehrer) nimmt Davos im Skisport eine führende Stellung ein.

Ideal für den Frühjahrs-Skilauf
Bergbahnen, Sportanlagen und Skischule bis Ende April in Betrieb

110 Hotels und Pensionen, öffentliches geheiztes Hallenbad, 2 Natureisbahnen, 1 Kunsteisbahn, 2 Curling-Anlagen mit 18 Rinks, 12 Eisschiessbahnen, ausgebaute Schlittelbahn Schatzalp-Davos, 2 Reitinstitute, 30 km Spazierwege im Winterwald, Schlittenfahrten, Sauna, Spielsaal, sportliche, gesellschaftliche und kulturelle Veranstaltungen. Wintersaison: bis Ende April.

Oase der Ruhe und Erholung mit dem ausgezeichneten Klima und der langen Sonnenscheindauer

schwache 50 Prozent ihrer Ausgaben vergütet. Dazu können außerordentliche Zuschläge ausgerichtet werden, sofern einer Einrichtung «gesamtschweizerische Bedeutung» zukommt. Umgekehrt «ist jeder Beitrag zu verweigern, wenn eine Investition als unzweckmäßig erscheint, insbesondere wenn sie den Erfordernissen einer sinnvollen Zusammenarbeit der schweizerischen Hochschulen widerspricht».

In solchen Satzungen steckt allerdings reichlich viel Gummi! Geht es nach dem Plan, den Professor Max Imboden namens des Wissenschaftsrates entworfen hat, dann wird man in einigen Jahren finden, das föderalistische System habe sich wieder einmal bewährt, hätten sich doch die verschiedenen hohen Schulen im Lande, jede nach ihrer Art, uneigennützig und im Dienst am Ganzen, in die Hände gearbeitet.

Hebt dagegen ein Feilschen um Subventionen an und sucht eine Universität die andere mit Bundeshilfe zu übertrumpfen, dann werden wir eben schon in naher Zukunft mit den «patriotischen Träumern» von Balthasar und Stapfer bedauern, daß wir an Stelle von acht subventionierten Instituten nicht eine oder zwei Bundesuniversitäten besitzen.

Auf die Menschen kommt es mehr an als auf die Paragraphen oder die Organisation. Bundesrat Tschudi als Höchstverantwortlicher für die Bildung im Lande ist zuversichtlich. Als an einer Pressekonferenz über die Hochschulförderung einiges Mißtrauen an der Koordinations- und Kooperationsfreudigkeit unserer Erziehungsdirektoren, Rektoren und Professoren laut geworden und der Ausspruch gefallen war, wenn es um Bundessubventionen gehe, hacke auch keine akademische Krähe der andern ein Auge aus, beendete er die nicht mehr weiter führende Diskussion über künftige Eventualitäten mit der Feststellung: «Auf den Hochschulen finden sich doch mindestens ebenso viele intelligente Leute zusammen wie in diesem Zimmer hier!»